Stellung de

Vo

in der ersten Generalv

zu

Carl

Osl. 0 1.9

Die gemüthliche Stellung des Menschen zum Thiere.

Vortrag

gehalten in der ersten Generalversammlung des Thierschutzvereins zu Leipzig.

Von

Carl Ludwig.

(Separatabdruck aus der Wochenschrift: „Im neuen Reich“ 1876. II. Nr. 30.
Verlag von S. Hirzel in Leipzig.)

Aber darum, weil eine Wahrheit erkannt und eindringlich gepredigt wird, gelangt sie noch nicht zur allgemeinen Geltung. Noch länger als ein Jahrtausend, seitdem das Kreuz erhoben war, meinte der Christ dem anders Gläubigen keine andere Empfindung als die des Hasses schuldig zu sein. Als endlich auch die religiöse Duldung zur Herrschaft kam, da stand noch in voller Blüthe die Ueberzeugung, daß die begabteren Menschenrassen nur Rechte, die niederen nur Pflichten zu üben hätten; darum hielt man es nicht für Sünde, nahezu alle Bewohner eines großen Welttheiles in die Banden der Sklaverei zu schlagen. Die Ströme von edlem Blute, welche in den Kriegen des vorletzten Jahrzehnts jenseits des Oceans vergossen wurden, haben erst den Negern die irdische Erlösung gebracht und sie in die volle Gemeinschaft der übrigen Menschen aufgenommen.

Langsam aber stetig entwickelte sich im Gange der Geschichte das sittliche Gefühl des Menschen, und auf dem Wege, den es betreten, will es heute noch nicht stille stehen. Ein neues Zeichen für sein lebendiges Wachsthum hat das Gewissen der Menschheit durch die Gründung von Vereinen gegeben, die, wie der unsere, alles Lebendige in die Hut des menschlichen Geistes nehmen und in die Rechte einsetzen wollen, welche jedem Thiere Kraft seiner Anlagen zukommen.

Aus dem Mitgefühle und dem Nachdenken, welche dem Menschen die Liebe und Achtung zu dem eigenen Geschlechte einflößten, entspringt auch der Trieb die Thierwelt aus dem Stande der Schutzlosigkeit zu heben. Seitdem aus dem Geiste des Menschen die Vorstellung schwand, daß am Firmamente die fabelhaften Göttergestalten schreiten, seitdem es ihm offenbar ward, daß in dem unendlichen Raume ungezählte Welten schweben, größer und reicher gegliedert als unser kleiner Planet, da trat, so scheint es in der Stellung der Erde zu unserem Gemüthe, ein Umschwung ein.

Ob die Menschheit im Angesicht der fremden Welten erst auf der eignen sich doppelt heimisch fühlte, oder ob sie dem als Bruchtheil des Universums erkannten Erdball gegenüber eine Stärke gewann, die ihr vordem fehlte, kurz, sie begann in der Zeit, welche auf Copernicus folgte, die Erde und alles was sie trägt mit einem Eifer zu durchforschen, wie ihn nur eine mächtige Zuneigung oder ein gehobenes Selbstgefühl verleihen kann.

Unter die edelsten Früchte, welche aus dieser Arbeit erwuchsen, zählt die Erkenntniß von einer vorher nicht geahnten Verwandtschaft, die zwischen dem Menschen und dem Thiere im Baue und im Leben ihres Leibes besteht. Von dieser Anschauung aus, die alles Lebende umfaßt und jedem Thiere gleich uns das Recht giebt, die Kräfte zu gebrauchen, welche ihm eingeboren wurden, regelt sich die Verpflichtung, die wir dem Thiere schulden, anders als früher, wo nur die Theilnahme mit dem leidenden und der Haß gegen das schäd-

liche Geschöpf allein und nicht zugleich die verständigen Erwägungen sprachen.

Von dem Tage an, wo das Roß gezäumt, der Stier geschirrt und der Hund zum Wächter der Heerde gesetzt ward, haben Tausende von Menschen das Wohlwollen gegen das hülfreiche Thier und den Zorn gegen das widerstrebende gefühlt, aber immer lag der Handlung ein persönliches Verhältniß zu Grunde. Wie sehr sich dieses heute anders verhält, dafür spricht laut, daß die Vereine für den Thierschutz zahlreiche Mitglieder enthalten, die höchstens ausnahmsweise, sei es im guten oder im bösen Sinne, unmittelbar mit den Thieren verkehrten. Bei allen diesen Mitgliedern tritt in den Vordergrund das Verlangen der Menschenseele, der Thierwelt ihr Recht zu gewähren, auf Grund einer wahrhaftigen Ueberzeugung und des besten Wissens, und ihnen genügt es nicht mehr mit dem Mitleid des empfindsamen Gemüthes, sie drängt es, mit dem Mitgefühl des Gesetzgebers zu messen.

Wenn, wie wir zu glauben berechtigt sind, jedes lebendige auch ein fühlendes Wesen ist, so verlangt das Mitleid gebieterisch, daß auch dem armseligsten Wurme ein ungestörtes Wohlbehagen gegönnt werde. Doch wie schön der Grundsatz klingt, er wäre der unausführbarste, ja der verderblichste von allen, welche geübt werden können. Dieses leuchtet ein aus dem Erfahrungssatz, daß alle Thiere, welches auch ihr Name sei, sich nur aus den Stoffen ernähren können, welche ursprünglich von den Pflanzen gebildet sind.

Aus diesem Verhältniß zu einer beschränkten Summe von nährenden Stoffen und aus der fast unbeschränkten Fähigkeit der Thiere sich zu vermehren, folgt nothwendig ein unausgesetzter Kampf zwischen den Geschöpfen, dessen Furchtbarkeit noch dadurch erhöht wird, daß zahlreiche Thierarten nicht von dem Stoffe, wie ihn die Pflanzen liefern, zu leben, sondern ihn erst dann ihrem Leibe anzueignen vermögen, wenn er der Bestandtheil eines Thieres geworden ist. So verdrängt nicht blos ein Thier das andere und überliefert es dem Hungertod, es fallen unter schmerzlichen Leiden jeden Augenblick auch Tausende von empfindenden Wesen andern zum Opfer; zunächst nur darum, weil ein mächtiger Trieb zur Selbsterhaltung auch über die Kräfte zu seiner Erfüllung gebietet.

Auf das Gemüth des Menschen macht dieser Kampf einen vorzugsweise tiefen Eindruck, wenn das erwürgte Geschöpf zum Besten eines Wesens dient, das nicht mit einer höheren, sondern einer weit niederen Befähigung zum Genusse des Lebens begabt ist. Findet der beschwingte Vogel mit scharfem Auge den blinden und trägen Wurm und verzehrt er ihn unter jubelndem Gesange, so vermag man sich noch mit dem Untergang des niederen Geschöpfes zu versöhnen; wie aber, wenn der Wurm, dem kein Gehör den Ton und kein Gesicht das Licht zuträgt, den Leib des lebenden Menschen zernagt, wenn das

schönste und höchste was wir kennen, zerstört wird, um ein Wesen zu erhalten, das in der ödesten Einförmigkeit dahin lebt.

Vor diesem wie vor vielen anderen Räthseln unseres eigenen, wie alles anderen irdischen Daseins steht der Mensch in stummer Entsagung ihre sittliche Lösung zu finden zugleich mit dem Bewußtsein der Ohnmacht an die Stelle des Grauen erweckenden Zustandes einen anderen zu setzen, der seinem sittlichen Empfinden besser entspräche. Und wohnte uns die Kraft inne, den Thierstaat unserem Empfinden gemäß zu gestalten, besäßen wir dann auch die Vermessenheit, um die von übermenschlicher Einsicht zeugende Ordnung der thierischen Welt von Grund aus nach den beschränkten Begriffen unseres Verstandes zu ändern?

Aus diesem Verhängniß, dem der Mensch unentfliehbar anheimgegeben ist, empfängt er die Lehre, sein Empfinden nicht über Gebühr zu verzärteln, zugleich aber reift in seinem Innern der Entschluß, sich nicht durch unnützes Morden und Quälen mit Schuld zu beladen und zu helfen wo er vermag.

So gewährt im Sinne der Gesetze, welche den Thierstaat beherrschen, das sittliche Bewußtsein eine Schranke, die das Thier vor dem Mißbrauch der übermächtigen Kräfte schützt, welche wir vor ihm voraus haben.

In der That, kein guter und lebensfroher Mensch wird es als Sünde empfinden, wenn er die Schaar der Insecten vertilgt, die sich unsere Pflanzungen zur Zerstörung erkoren, wenn er das Raubthier erschlägt, das in die Heerden einbricht, und noch Niemand wird eine Thräne über den Tod eines Schmarotzers geweint haben, den er zum Schutze für seinen eignen Leib zerdrückte. So mag uns denn auch fürderhin die Nothwehr als berechtigt und die That als tugendhaft erscheinen, welche an den Ort, wo bisher das Thier planlos zerstörte, das verständige Wirken des Menschen setzt.

Nur mag es immer die Nothwehr sein, welche unsere Hand leitet, wenn wir sie gegen das Thier wenden. Jedes Geschöpf, und sei es auch auf die niederste Stufe der Reihe gestellt, welche sich vom Infusorium an bis zum Menschen empor erstreckt, ist ein Werk von einer Vollendung, wie es keine menschliche Kunst zu erschaffen vermag. Wie sehr die Achtung vor dem Leben des Thieres mit der Einsicht in den wunderbaren Bau seiner Organe steigt, ist bekannt. Oft genug kann man gewahren, daß der Fuß des wissenschaftlich Gebildeten den Wurm meidet, welchen der Unkundige gleichgiltig zertritt.

Doch schon längst ist der Mensch aus der nur abwehrenden Stellung gegen die Thiere getreten, er hat sich manches ihrer Geschlechter dienstbar gemacht, indem er sie ihren natürlichen Gewohnheiten entfremdete. Durch dieses Band, welches der Mensch im eignen Interesse geknüpft hat, ist ihm auch die Pflicht erwachsen, für das Hausthier zu sorgen, leider aber auch allen den

Geschöpfen ein Feind zu sein, welche das Leben des Leibeigenen bedrohen, sei es durch unmittelbaren Angriff oder durch Entziehung der Nahrung.

Angesichts dieses von dem Menschen geschaffenen und nach seiner Willkür zu bestimmenden Zustandes erheben sich gewichtige Fragen, die um so mehr einer Antwort bedürfen, als die Stellung der Hausthiere und die ihrer natürlichen Gegner vorzugsweise von den Vereinen zum Thierschutz in das Auge zu fassen ist.

Auf die erste derselben, ob der Mensch berechtigt sei, die Thiere zu seinem Vortheil zu züchten, dem Wurm die Seide, dem Schaf die Wolle, den Bienen den Honig zu nehmen, das Pferd und das Rind zu schwerer Arbeit zu verhalten und gar endlich so viele Thiere zu mästen, um aus ihnen eine stärkende Nahrung zu gewinnen, bedarf es an diesem Orte keiner Antwort; durch die Culturgeschichte der Völker ist sie längst gegeben.

Die Entlassung des Hausthieres aus der Hand des Menschen würde selbstverständlich das Zurücksinken auf eine Bildungsstufe bedeuten, welche in die menschliche Gesellschaft so viele Gebrechen einführte, daß der Gewinn an Empfindung, welcher aus diesem Schritte dem freigelassenen Thiere erwüchse, dagegen außer allem Betracht käme. Und wollte die Menschheit alle die Entbehrungen, welche ihr der Verlust der thierischen Hülfe auferlegte, ertragen, gehoben durch das Bewußtsein der guten That, so würden ihre Folgen doch dem Thiere nicht zu Gute kommen. Von dem Augenblick an, wo das Hausthier in die Freiheit zurückkehrt, tritt es als unser natürlicher Feind mit uns in den ungleichen Kampf, dem es bis zu seiner vollen Ausrottung gerade so unterliegen müßte, wie es mit manchen Verwandten der gezähmten Geschöpfe geschehen ist, denen die Natur die Fähigkeit versagte, sich in unseren Haushalt einzufügen. So zwingt uns ein Mitleid höherer Ordnung, welches dem Leiden der Menschen vor dem der Thiere den Vorrang der Hülfe sichert, es zwingt uns die Rücksicht auf das Thierleben selbst die befähigten Geschöpfe auch in der Zukunft als die Gefährten unserer Cultur zu betrachten.

In diese Nothwendigkeit gebannt, drängte sich zunächst die Frage auf, wie weit wir das Hausthier benutzen dürfen und was wir ihm als Gegenleistung für seine Dienste gewähren müssen.

Um für die erste der Fragen einen Standpunct zu gewinnen, wollen wir uns zunächst auf den des Vegetariers stellen, welcher das Fleisch, die Milch, die Eier aus der Zahl der menschlichen Nahrungsmittel gestrichen zu sehen wünscht. Er vermeint, indem er die Menschheit zum Verzicht auf einen der besten und ihrer Arbeitskraft förderlichsten Stoffe bewegt, das Thier vor Unrecht zu schützen. Wie täuscht sich sein geistiges Auge.

Wer das Schlachten verbietet, wird darum noch nicht den Zugstier und das Lastpferd aus unserem Hause verweisen. Denn dazu wird sich auch der

eifrigste Anhänger der Pflanzenkost nicht versteigen, daß er um des Thieres willen den Pflug selbst durch den Acker zieht, welcher ihm sein Brod bringen soll. Wenn er aber nur die zur Mästung, nicht aber die zur Arbeit führende Thierzucht verwirft, wie will er dann ohne neue Eingriffe die Tödtung der Thiere vermeiden oder auch nur die Zahl der geschlachteten vermindern? Denn ein natürlicher, ein gewaltigster aller Triebe zwingt das Thier zur Fortpflanzung. Kann ihn der Vegetarier ohne Blutvergießen stillen? Und wenn ihm selbstverständlich hierzu kein Mittel zu Gebote steht, wenn er mehr Thiere, als er sie zu seinen Zwecken braucht, entstehen sieht, so kann er ebensowenig als wir das Tödten vermeiden. Zwischen der Ansicht des Vegetariers und der des gewöhnlichen Mannes besteht somit nur der Unterschied, daß der letztere den Nahrungsstoff des geschlachteten Thieres dem Menschen nutzbar macht, auf welchen jener, von einer starken Ueberzeugung getrieben, verzichtet. Und vergleichen wir die Todesart des Hausthieres mit der seines Herrn, so sehen wir es noch bevorzugt. Weil alles, was geboren ward, auch sterben muß, so ward von je das Ende des Menschen gepriesen, das nach kurzem Kampfe erschien. Wie wenigen ist dies glückliche Loos beschieden; für einen, den die feindliche Kugel oder ein Schlaganfall schmerzlos dahinrafft, müssen Tausende unter langen und schweren Leiden mit dem Tode ringen.

Von den trüben Stunden, die uns das Gedenken an das Elend auf dieser Welt bereitet, ist keine schwerer als die, welche dem Kundigen die Vorstellung der vielfältigen Krankheiten bereitet, die dem Tode vorausgehen. Nur dem allgewaltigen Können, über welches die Natur gebietet, war es möglich, neben den tausendfältigen glücklichen Erscheinungsformen des Lebendigen auch die nicht minder große Zahl der Mittel zu erschaffen, durch welche sie ihr Geschöpf verunstaltet und vernichtet. Wäre es gestattet, die Natur für dieses Thun verantwortlich zu machen, so würde uns neben ihr ein Nero als ein Unschuldiger erscheinen. Um wie viel glücklicher ist also das Geschöpf, welches, nachdem ihm einmal das Leben beschieden war, den unvermutheten Tod durch das Messer, statt den durch ein langes Siechthum erleidet.

So wird sich auch hier die Empfindung des verständigen und wahrheitsfreudigen Menschen beruhigen, wenn ihm die Gewißheit wird, daß er den in den Gesetzen der Natur begründeten Verlauf des Lebens nicht auch noch durch sein Zuthun mit Qualen belastet hat. Ein edles und starkes Gemüth würde nur dann unglücklich werden, wenn es seinen Kräften versagt wäre, das Unvermeidliche in der mildesten Weise zu vollführen und das Vermeidliche zu lindern. Darum wird im Anblick so vieler Leiden der Verstand des warmherzigen Menschen unabläßig auf die Mittel denken, durch welche sie zu heben sind; und naturgemäß wird vor Allem das Mitleid für den Menschen rege werden, der schuldlos den Gesetzen der Natur preisgegeben ist.

Dieser Grundsatz wird auch unserem Vereine bei seinem Wirken für das Thier stets gegenwärtig bleiben, niemals soll man uns nachsagen, daß wir dem Menschen das Leben verkümmerten, um unter den Thieren Wohlbehagen zu stiften. In den Grenzen, in denen wir unsere Aufgabe fassen, sind wir überzeugt, durch ihre Erfüllung dem Menschen und das Thier gleichmäßig zu fördern.

Jedes Glied unseres Vereins wird die eigne Empfindung veredeln, weil es, aufmerksam auf sich selbst, jede Handlung vermeidet, die nutzlos dem Thiere Schmerz bereitet und es wird in diesem Bestreben die Einsicht wachsen, weil es uns zum Nachdenken über die Mittel zwingt, durch welche wir gleichmäßig das Loos des Menschen und das der Thiere fördern. Unsern Kindern werden wir frühzeitig die Achtung gegen alle Geschöpfe, das Mitleid mit ihrem Schmerze einflößen, wir werden ihnen wehren, wenn sie aus mißverstandenem Erkenntnißtriebe oder mit der früh entwickelten Leidenschaft zum Sammeln gegen Käfer und Vögel ausziehen. Wir werden dagegen jedes Bestreben unterstützen, welches darauf ausgeht, durch gründliche Forschung die Leistungsfähigkeit des Thieres zu erkennen und die Mittel zu finden, durch welches seine Kraft und Freudigkeit zu heben ist. Denn uns erscheinen die Männer als die wahren Wohlthäter des Thieres, welche durch Verbesserungen der Rassen dahin wirken, daß für jede Aufgabe, die dem Thiere als Mitglied der Culturgemeinschaft zufällt, eine entsprechende Spielart gezüchtet werde, welcher die Arbeit besser und leichter als jede andere zu vollführen vermag.

Wir halten den hoch, welcher das Thier durch einen rechtzeitigen Tod davor schützt, daß ihm im Alter, wo ihm die Kräfte versagen, noch eine Arbeit aufgebürdet wird, unter deren Last es als ein Jammerbild dahinsiecht.

Unsere Hülfe werden wir dem gerne gewähren, welcher die Bedingungen verbessert, unter denen das Thier sich seines Lebens freuen und arbeiten kann, und jeder von uns wird auf diesem Felde, so weit es ihm seine Kräfte gestatten, thätig sein. So unzählig, wie die Hülfsleistung, die wir vom Thiere verlangen, sind auch die Möglichkeiten, durch die wir das Behagen und die Kraft des Thieres zu heben vermögen. Wer denkt nicht sogleich an die Straßen, an die Fahrzeuge, an die Geschirre der Lastthiere, wer nicht an waschen, scheeren und rupfen der Geschöpfe, die uns mit ihrem Kleide wärmen.

Weil aber hier nicht der Ort ist, um alle Ziele zu erwähnen, und alle Mittel zu erwägen, die in den Wirkungskreis unseres Vereins fallen, so mag es genügen, den Gesichtspunct bezeichnet zu haben, von dem wir ausgehen.

Dem Bürger von Leipzig, dessen Sinn durch Betheiligung am Welthandel auf das Große und Ganze gerichtet ist und dessen Verstand durch die

Berührung mit den Männern der Wissenschaft in höherem Maße geschärft ist, kann es nicht genügen, nur durch vereinzelte Hülfsleistung zu wirken.

Darum aber, weil wir im Großen zu schaffen gedenken, werden wir des Kleinen nicht vergessen, denn die milde Gesinnung, die uns antrieb, den Thiergeschlechtern unsere Hülfe zu bieten, wird uns nicht versagen, wenn es sich um die Qual des Einzelwesens handelt. Dieses festzuhalten, verlangt unser besseres Ich. Nur zu leicht möchte sich die Stärke des Empfindens abstumpfen, wenn wir dem Verstande allein die Lösung unserer Aufgabe anvertrauten. Uns aber ist es eine Freude, auch die Wärme des Gemüthes zu bewahren. Welchen Gewinn wir hieraus ziehen, erfahren wir sogleich, wenn wir um uns sehend bemerken, wie viele Menschen jedem von uns plötzlich näher getreten sind, an denen wir achtlos vorübergingen, als wir vor der Gründung unseres Vereins noch nicht wußten, wie nahe verwandt wir ihnen durch die gleiche Bestrebung sind.

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.